

**Sicherheit und Unsicherheit in einem urbanen Umfeld
Der Umgang mit dem Fremden**

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Institut für Soziologie
Kernseminar *Die Stadt im Zivilisationsprozeß*
Dozent: PD Dr. Baldo Blinkert
Referent: Thomas Breitner
WS 2002/03

Freiburg, den 02.06.2003

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Teil 1: Assoziationen mit dem Sicherheitsbegriff	
1.1.1 Sicherheit: Kriminalität	1
1.1.2 Sicherheit: soziale Sicherheit	1
1.1.3 Sicherheit: institutionelle Sicherheit	2
1.1.4 Sicherheit: persönliches Sicherheitsempfinden	2
1.2.1 Unterscheidung zwischen subjektivem und objektivem Sicherheitsbegriff	2
1.2.2 Sicherheit: Eine Frage der Perspektive?	3
1.3.1 Sicherheit: Familie	3
1.4 Sicherheit in einem exklusiv urbanen Umfeld	4
1.4.1. Devianz in Verbindung mit Massenaufläufen	4
1.4.2. Devianz in Verbindung mit der Wohnsituation	4
Teil 2: Zivilisierter Umgang mit Unsicherheit - Wie geht man mit dem Fremden um?	
2.1 Lyn Lofland in <i>A World of Strangers</i>	5
2.2 Das Chaos, welches die Städter umgibt...	6
2.2.1. Erkennen	6
2.2.2. Interpretation fremder Signale	7
2.2.2.1. Coding Appearance	7
2.2.2.2. Coding Location	8
2.2.2.3. Coding Behaviour	8
2.3 Handeln	9
2.3.1. Learning how to dress	9
2.3.2. Learning where to go	10
2.3.3. Learning how to act	11
2.4 Strategien zum Umgang mit der öffentlichen Sphäre	12
2.4.1. Locational Transformations	12
2.4.1.1. Die vertraute Insel in der Welt der Fremden	13
2.4.1.2. Exkurs: Der alltägliche Exhibitionismus	14
2.4.1.3. Die räumliche Ordnung und städtische Verhaltensdispositionen	15
2.4.1.4. Creating Urban Villages – Die kleine Welt der Nachbarschaft	15
2.4.2. Symbolic Transformation	16
2.5 Indiana Jones als der „wahre“ Städter	17
2.5.1. Sicherheit im Umgang mit dem Chaos	17
2.5.2. The Urban Hero: Prototype of the Adventurer	17
2.6 Schlußwort	18
Literaturverzeichnis	

Vorwort

Sicherheit ist nicht nur ein politisches Thema, es ist insbesondere auch ein städtisches Thema. In einer städtischen Öffentlichkeit gibt es immer Orte, die man aus Sicherheitsbedenken zu bestimmten Zeiten besser meidet. Sicherheit im urbanen Kontext ist auch immer ein Thema über die Öffentlichkeit: Meist bedeutet inzwischen eine sichere Öffentlichkeit eine überwachte Öffentlichkeit – was wiederum eine Reihe von Fragen aufwirft:

- Ist eine überwachte Öffentlichkeit noch eine Öffentlichkeit im engeren Sinne?
- Wodurch kann in der Öffentlichkeit die Sicherheit gesteigert werden?
- Wie sieht generell die Beziehung zwischen Überwachung und Sicherheit in der Öffentlichkeit aus?
- Ist Sicherheit noch ein öffentliches Gut – oder schon ein privat zu erwerbender Luxus?
- In wie fern ist die Stadt selbst für das vorhandene Maß an Sicherheit bzw. Unsicherheit verantwortlich?

Diese Fragen sollen den Facettenreichtum der Thematik beleuchten, der in dieser Arbeit natürlich nicht abgedeckt werden kann. Doch darf bei der Diskussion der folgenden Ausschnitte der Thematik nie vergessen werden, daß mindestens Sicherheit für Leib, Leben und Eigentum vorhanden sein muß, damit eine funktionierende Öffentlichkeit überhaupt existieren kann und auch alle im Folgenden genannten Punkte überhaupt eine Relevanz besitzen.

Teil 1: Assoziationen mit dem Sicherheitsbegriff

„Sicherheit“ ist ein vielschichtiger und Kontext-abhängiger Begriff. Je nach Publikum werden die unterschiedlichsten Zusammenhänge, Emotionen und Einstellungen aktiviert. Um in Verbindung mit dem Urbanen von „Sicherheit“ oder „Unsicherheit“ zu sprechen, möchte ich vorerst auf die möglichen Dimensionen des Begriffes eingehen und ihre – eventuelle – Relevanz für ein urbanes Umfeld, wie es die Großstadt bietet, eingehen.

Beginnen wir mit den Kontext-unabhängigen Assoziationen, die oftmals mit dem Begriff von „Sicherheit“ verbunden werden:

1.1.1 Sicherheit: Kriminalität

Da wäre zu allererst die sehr klassische Interpretation der „Kriminalität“, das Anspielen auf körperliche Unversehrtheit und alle Aspekte vom Schutz des Eigentums. In der öffentlichen Diskussion nimmt dieser Punkt den größten Raum ein, wenn über „Sicherheit“ gesprochen wird. Zum Einen deshalb, da Verletzungen der Sicherheit in diesem Sinne immer mit greifbaren – und teils Existenz-bedrohenden – Konsequenzen einhergehen, zum Anderen, weil dies ein ein populistischer, und mit empirischen Methoden verhältnismäßig gut faßbarer Begriff ist. Dieses weite Feld verweist auf den großen Themenkomplex um Delinquenz-Theorien, zu deren Vertiefung ich hier lediglich auf Siegfried Lamnecks Übersicht verweise (Lamneck 1979).

1.1.2 Sicherheit: soziale Sicherheit

„Sicherheit“ kann aber auch durch eher passive Faktoren suggeriert, hergestellt werden. Ein engmaschiges soziales Netz kann z.B. ein Gefühl von „Sicherheit“ vermitteln. Dazu zähle ich neben einer funktionierenden Altersvorsorge auch die Arbeit der Krankenkassen, der Arbeitslosenversicherung, der Sozialhilfe und vieles mehr. All dies sind meines Erachtens ebenfalls Phänomene, die aus einem städtischen Umfeld, des konzentrierten, gedrängten Lebensstiles und einem immer weiter auseinanderbrechenden Gefüge traditioneller Lebens- und Versorgungsmuster, wie es zum Beispiel durch die Familie garantiert wurde, hervorgegangen sind.

1.1.3 Sicherheit: institutionelle Sicherheit

Ein weiterer Aspekt von institutionell vermittelter Sicherheit ist der Umstand, sich in einem Umfeld bewegen zu dürfen, welches Planungssicherheit und ein Nicht-Vorhandensein von Willkür bietet. In unseren Breiten wird dies, wenn auch nicht perfekt, durch eine demokratisch gewählte Regierung, der Antizipation von Entscheidungen und der Vernunft-geleiteten Entscheidungsfindung gewährt. Es wird hier also mehr auf die fixen Umgebungsvariablen angespielt, die ein spezifisches Handlungsspektrum abstecken und innerhalb dessen Lebenspläne geschmiedet und eventuell verwirklicht werden können, ohne Angst davor haben zu müssen, daß morgen gewisse Werte, Normen in Gestalt von Gesetzen und impliziten „Spielregeln“ plötzlich ihre Gültigkeit verlieren.

Auch hier ist eine wichtige Unterscheidung zu treffen, ob diese Sicherheiten tatsächlich - „objektiv“ - gegeben sind, oder aber nur „subjektiv“ empfunden werden, auf die im u.a. im Folgenden eingegangen wird.

1.1.4 Sicherheit: persönliches Sicherheitsempfinden

Bezogen sich die bisherigen Aspekte von Sicherheit auf das Individuum umgebende Phänomene, so läßt sich auch eine Art psychologische, implizite Sicherheit des Individuums ausmachen, welche letztlich stark an die bisher genannten Umstände geknüpft ist und in vielen Fällen in ständiger Interaktion bzw. Rückkopplung dazu steht. Hierunter subsumiere ich unter anderem die Sicherheit des Individuums was sein Auftreten in der Öffentlichkeit angeht, sein Verhalten gegenüber dem Fremden, gegenüber all den Faktoren, die die Stadt vom Land unterscheidet. Um es begrifflich zugänglich zu machen, ziehe ich – was die psychologische Seite angeht – den klassischen Begriff des Selbstbewußtseins heran, was die eher soziologische Seite betrifft wäre ein – vielleicht – neuer Index zu schaffen, welcher das Vertrauen, das jemand in sich in Bezug auf Fremde, auf Chaos, auf Unvorhergesehenes, auf den Umgang mit unzähligen Alternativen und Eventualitäten hat, erfaßt. Ein guter Ansatz dafür bietet die „Self-Efficacy“-Skala nach Ralf Schwarzer und Matthias Jerusalem (Schwarzer 1992, S. 195-213; z. dt. „Generalisierte Selbstwirklichkeitserwartung“, „Kompetenzerwartung“, „Selbstwirksamkeit“), die man lediglich anhand einer soziologischen – soziologischeren - Fragestellung umformulieren müßte. Diesem Aspekt der „psychologischen“ Sicherheit kommt in Verbindung mit der Fragestellung, die auf die Sicherheit in einem urbanen Umfeld abzielt besondere Bedeutung zu, da hier in Stadt und Land unterschiedliche Ausgangsbedingungen herrschen, worauf ich später gerne näher eingehen werde.

Was „Sicherheit“ - und natürlich auch Unsicherheit – für den Einzelnen, in einer persönlichen Einfärbung bedeutet, kann an zwei weiteren Unterscheidungen festgemacht werden:

1.2.1 Unterscheidung zwischen subjektivem und objektivem Sicherheitsbegriff

Wie „sicher“ sich ein Individuum fühlt, hängt nicht allein von den tatsächlich gegebenen Rahmenbedingungen ab, sondern – vielleicht sogar vor allem – von der subjektiven, persönlichen Wahrnehmung dieser. Furrer und Weber formulieren diesen Umstand als „das Auseinanderfallen von Verunsicherungsfaktoren – wie der Kriminalitätsfurcht – und der beobachtbaren Entwicklung von Verunsicherungsfaktoren – den verschiedenen Manifestationen von Konflikt wie beispielsweise den "erfaßten Straftaten"[...]“ (Furrer & Weber 1998; Kap 6, 9. Absatz).

Eine extrem sensible und schnelle Nachrichtenverbreitung und Absorption durch ein ebenso breites wie auch den Medien gegenüber aufgeschlossenes Publikum in der Stadt fördert Verhalten wie Hysterie oder kollektiver Verängstlichung. Größere Distanzen zu den dargestellten Geschehnissen sowie kaum Möglichkeiten zur Überprüfung unterscheiden das System der Informationsvermittlung der Stadt und des ländlichen Raumes.

In der Literatur finden wir diesen Aspekt unter dem Begriff „Kriminalitätsfurcht“, der aus drei Perspektiven angegangen wird. Ich möchte hier auf den Makro-soziologischen Ansatz aufmerksam machen, der als „Sozial-Problem-Perspektive“ bezeichnet wird (nach Boers 1993, S. 66), wobei hauptsächlich ein Zusammenhang zwischen der Medienberichterstattung und einem generellen Unsicherheitsgefühl festgestellt wurde, weniger eine Furcht vor einer speziellen Form der persönlichen Bedrohung.

Diese Aussagen sind allerdings mit Vorsicht zu genießen, da es auch anders lautende Stimmen gibt, wie z.B. Heinz-Herbert Noll und Stefan Weick, die anhand des Wohlfahrtssurveys von 1978 bis 1998 die Entwicklung der Zufriedenheit mit der öffentlichen Sicherheit und die Entwicklung anhand der polizeilichen Kriminalstatistik analysiert und zu dem folgenden Teilergebnis kommt: „Die subjektiv empfundene Sicherheit in der eigenen Wohngegend ist ein Indikator für die Beurteilung der öffentlichen Sicherheit, mit dem die Aufmerksamkeit ganz bewußt auf das unmittelbarer Lebensumfeld fokussiert wird. Wie die Ergebnisse zeigen, fühlt sich etwa jeder fünfte Westdeutsche und etwas mehr als jeder dritte Ostdeutsche nachts und alleine in der eigenen Wohngegend ziemlich unsicher oder sehr unsicher. Gegenüber 1993 ist das Gefühl der Unsicherheit in der eigenen Wohngegend damit deutlich zurückgegangen, d.h. die durchgängig festzustellende Tendenz einer günstigeren Wahrnehmung und Bewertung der öffentlichen Sicherheit ist auch an diesem Indikator abzulesen.“ (Noll & Weick, S. 4)

1.2.2 Sicherheit: Eine Frage der Perspektive?

Viele Facetten von Sicherheit werden extern gesteuert bzw. initiiert. Die Diskrepanz in den Einstellungen zu „Sicherheit“ zwischen den „Sicherheits-stiftenden Institutionen“ (hierzu zähle ich zum Beispiel die Legislative, Judikative und die Exekutive, aber auch Einrichtungen wie ein Stadtplanungsamt, den Streetworker, der Art der Wohnungsvergabe oder die Handhabung der Bebauungspläne) und den betroffenen Teilen der Bevölkerung kann meines Erachtens dazu führen, daß die Intention erstgenannter oftmals an den Bedürfnissen der letztgenannten vorbeigeht und ihren Zweck somit nicht erfüllt. In einen urbanen Kontext eingebettet kann man die Bestrebungen mancher Stadtverwaltungen sehen, problematische Bevölkerungsgruppen in bestimmten Wohngebenden zu konzentrieren, um die „Lebensqualität“ anderer Stadtteile zu erhöhen. Das Maß an Unsicherheit, hier festgemacht am Punkt abweichendes bis kriminelles Verhalten, kann aber dadurch auch immens gesteigert werden, auch im Querschnitt über die gesamte Stadt. Ebenso wie die das Empfinden von „Sicherheit“ innerhalb der konzentrierten Bevölkerungsgruppe, wo sich ein großer Teil auch immens „unsicher“ fühlen kann – obwohl in einem „guten Viertel“ zu Hause. Hier spielt auch mit rein, daß, aus der administrativen Perspektive, „Sicherheit“ oft *für* eine bestimmte Gegend, eine bestimmte Gruppe geschaffen und gestaltet wird – was Hand in Hand mit der Schaffung von „Sicherheit gegen“ eine bestimmte Gegend, eine bestimmte Gruppe einhergehen kann.

1.3.1 Sicherheit: Familie

Wenn wir uns über Sicherheit und Unsicherheit in einem urbanen Umfeld unterhalten, ließen sich auch eine Reihe von historischen Vergleichen bzw. Wandlungen aufzeigen. Eine Fragestellung dazu könnte die nach der Familie sein: Welchen Beitrag leistet die Familie? Das interessante an diesem Punkt ist unter anderem, daß man diese Frage auch in der Vergangenheitsform formulieren kann und dieselbe Frage damit einen leicht provokanten Zug erhält. Betrachtet man ein, wenn auch überzeichnetes, Bild der Familie vor über 50 Jahren, so drängen sich meist Begriffe wie Gemeinschaft, Fürsorge, Vorsorge, Kontrolle, Geborgenheit, Heimat und gegenseitiges Füreinander-Einstehen auf. Ebenso war die Familie die wichtigste Institution, wenn es um die Vermittlung von Werten und Normen ging.

Ein Blick auf heutige Verhältnisse läßt viele dieser Aspekte in Bezug zur Familie als weltfremd erscheinen. Einige der genannten Punkte – die Aufzählung ist ebenso unvollständig wie subjektiv – sind inzwischen unter ganz anderen „Oberbegriffen“ einzuordnen, oder, anders

ausgedrückt: Viele Funktionen der ursprünglichen Familie wurden von anderen Institutionen, durch andere Lebensverhältnisse substituiert. Ob dieser Prozeß durch die Entwicklung der Städte ins Leben gerufen oder lediglich beschleunigt hat, sei dahingestellt, die Auswirkungen der zum Beispiel veränderten Kontrollsituation sind offenkundig – insbesondere in einem urbanen Milieu.

1.4 Sicherheit in einem exklusiv urbanen Umfeld

Zum Abschluß dieses Teils möchte ich kurz auf einige Aspekten von Sicherheit eingehen, die Stadt-spezifisch sind, und somit – entgegen den oben genannten Aspekten – exklusiv in städtischen Gebieten, bevorzugt in der klassischen Großstadt, auftreten und in eher ländlich strukturierten Gebieten weniger anzutreffen sind. Da viele der folgenden Punkte auch in Devianz-Theorien diskutiert werden, werde ich „Unsicherheit“ hier allgemeiner an „abweichendem Verhalten“ festmachen und mit Devianz bezeichnen.

1.4.1. Devianz in Verbindung mit Massenaufläufen

Menschen verhalten sich in der Masse anders als alleine oder in einem eng umgrenzten Publikumskreis. Auf die Ursachen kann hier nicht näher eingegangen werden, doch ist eine generell größere Neigung festzustellen, sich abweichend zu verhalten. Nehmen wir zum Beispiel eine anonyme Menschenmasse in der Öffentlichkeit wie auf dem Markt, einer belebten Einkaufsstraße oder in der U-Bahn. Abweichendes Verhalten wird hier insofern gefördert, als dem Individuum ein Teil der Angst, sozial degradiert zu werden genommen wird. Der Einzelne tritt als ein „anonymes Etwas“, als Unbekannter, Unerkannter und vor allem Nicht-Wiederzuerkennender auf, was ihm die Möglichkeit gibt, unterschiedliche Verhaltensweisen ohne allzu große Angst vor Konsequenzen auszuprobieren. Es gibt einige offensichtliche Punkte, wie eine höhere Quote von kleineren Diebstählen in anonymen Umgebungen, aber auch subtilere Phänomene wie unterschiedliche „Identitäten“, welche bei dem Gang durch die Stadt zur Schau gestellt werden. Diese können sich noch zusätzlich von der heimatlichen oder häuslichen Identität extrem unterscheiden. Ich möchte hier insbesondere auf die Bedeutung des „Schutzes der Anonymität“ aufmerksam machen, welcher vielen latent vorhandenen Verhaltensdispositionen erst zum Ausbruch verhelfen kann – Stadtluft macht eben frei...

1.4.2. Devianz in Verbindung mit der Wohnsituation

oder allgemeiner der Bebauungsdichte, demnach eine Anspielung auf etwas, was man den „architektonischer Aspekt“ einer städtischen Sicherheitsthematik bezeichnen könnte:

Durch die Art der Bebauung können, in Bezug auf die soeben genannten Punkte zu Massenaufläufen, dieselben – negativen – Effekte erzielt werden. Aber auch eine Reihe weiterer Phänomene finden hier einen Erklärungsansatz, was ich an dem Beispiel „Vandalismus“ verdeutlichen will. Vandalismus sei hier nicht nur als „Begriff zur Bezeichnung barbarischer, blinder Zerstörungswut“ (Meyers Großes Taschenlexikon 1990, Bd. 23, S. 79) verstanden, sondern involviert auch weniger extreme Bereiche wie zum Beispiel Graffiti. Der Grad an Vandalismus unterscheidet sich sehr gemessen über die unterschiedlichen Stadtviertel. So lassen sich sehr viel höhere Grade an Zerstörung oder Beschädigung zum Einen in den Kernzonen der Städte, die hauptsächlich durch eine fast völlige Durchdringung von rein ökonomischer Nutzung gekennzeichnet sind, und den Randbezirken feststellen. Alle Verhaltensdispositionen, die wir unter Vandalismus subsumieren, stellen nicht nur durch die Beschädigung von öffentlichen und fremden privaten Eigentum ein Mangel an Sicherheit dar, sondern suggerieren insbesondere auch für nicht Betroffene ein Gefühl von Unsicherheit, da diese sich in einem latent unberechenbaren und mit negativen Elementen gespickten Umfeld bewegen bzw. von Schmierereien beständig daran erinnert werden. Hier kann die subjektiv empfundene Sicherheit eklatant von der objektiv vorhandenen Sicherheit – bzw. den meßbaren Indikatoren von

Teilbereichen der hier angesprochenen Sicherheit – abweichen. Die Architektur kann daran erheblichen Anteil haben, indem sie zum Beispiel durch große, einheitliche Wohneinheiten, die primär als Investitionsobjekte erstellt wurden, anonyme Besitzverhältnisse schafft, die die Hemmschwelle herunter- und die Frustrationstoleranz heraufsetzen.

Des Weiteren leistet die Infrastruktur ebenso einen Beitrag zum Gefühl von Sicherheit bzw. Unsicherheit in der Stadt, da Wohnviertel mit einer sozial eher niedrig einzustufenden, homogenen Bevölkerungsstruktur – im schlimmsten Falle Ghettos – oft auch infrastrukturell von dem Rest der Stadt abgeschnitten oder nur mit wenigen, dafür konzentrierten Korridoren verbunden sind. Je nach Perspektive kann man dies auch als Ausgrenzung bezeichnen, entsprechend gestalten sich die Verhaltens-Reaktionen auf eine solche – wenn auch ungerechtfertigter – Stigmatisierung oder, in Begriffen der Kriminologie, auf ein derartiges *Labeling*. Interessant ist – unter Vorgriff auf die späteren Ausführungen zur räumlichen Segregation (siehe 2.4.1) – die inzwischen vermehrt beobachtbare Herausbildung von streng getrennten Teilbereichen einer Stadt – sei es aufgrund einer „Ghettoisierung“ im negativen Sinne oder einer freiwilligen und von den Initiatoren gewünschten Aus- bzw. Eingrenzung durch die Bildung von zum Beispiel *gated communities* oder *fenced communities*.

Teil 2: Zivilisierter Umgang mit Unsicherheit – Wie geht man mit dem Fremden um?

Bisher haben wir ein Bündel von Sicherheits-relevanten Aspekten angesprochen, die jeweils bestimmten Teilbereichen eines urbanen Umfeldes zuzuordnen sind. Es sollte die Komplexität und gegenseitige Verstrickung unterschiedlichster Aspekte von „Sicherheit“ deutlich gemacht werden und vor allem das weite Feld hervorgehoben werden, aus denen sich Erklärungsansätze zur Thematik bzw. Problematik generieren lassen. Es ist allerdings ein *zu weites* Feld, als daß in dieser Arbeit alle Aspekte gebührend behandelt werden könnten, daher wurde ein Themenkomplex herausgegriffen, der im Folgenden einer tiefergehend Analyse unterzogen wird:

Das Leben in der Stadt als ein Leben in einer *world of strangers* (Lofland 1973). Das Leben unter dem ständigen Einfluß von Fremde – nicht nur verstanden in Bezug auf fremde Personen -, von Unwägbarkeiten, von Quellen von Unsicherheit. Als Dreh- und Angelpunkt meiner Beobachtungen dient Lyn Loflands Werk *A World of Strangers. Order and Action in Public Space*, welches 1973 erstmals veröffentlicht wurde und eine sehr gute Grundlage bildet, locker geschrieben mit Scharfsinn und Witz, teilweise fast bissigen Beschreibungen und in Sprache wie Stil der Thematik angepasst. Es darf – dazu wurde der vorangehende Teil eingefügt – nie vergessen werden, daß sich „Sicherheit“ aus unzähligen Aspekten zusammensetzt, und auch bei der weiteren Behandlung man immer die zusätzlichen Implikationen all der anderen Teilaspekte im Hinterkopf behalten muß, da sich sonst ein zu einseitiges und zu einfaches – eben falsches – Bild von urbaner Sicherheit ergibt.

2.1 Lyn Lofland in *A World of Strangers*

Lyn Lofland kümmert sich um einen Aspekt städtischen Lebens: Das Leben unter Fremden. Sie schreibt von der Stadt als der großen Stadt, bezieht sich nicht auf „honeysuckled small towns“ oder ein „rural paradise“, soweit nicht anders erwähnt. Auch ist sie der Meinung, daß ihr Focus auf der Stadt im Allgemeinen liegt, nicht auf DER Stadt. Bei vielen ihrer Ausführungen ist man aber dann doch sehr an ein typisches Großstadtbild Nord-amerikanischer Prägung erinnert.

Es soll hier in erster Linie um das „Wie“ gehen: „Wie“ schaffen wir es, uns in einer Welt der Fremden zurechtzufinden? Lofland sammelt Erklärungsbeiträge dafür, „wie“ - im Sinne von „acting“ - Menschen in einer Stadt (zusammen-) leben können. Bewußt ausblenden werde ich Erklärungsansätze, auch von Lofland, die sich mit räumlicher Segregation und unterschiedlichen Ordnungsszenarien beschäftigen. Das einige Handlungs-theoretische

Verhaltens-Dispositionen in ihrer Konsequenz zu räumlicher Trennung führen, ist hiervon nicht betroffen.

Ein durchaus nachvollziehbares Mißverständnis bei der Lektüre von Loflands Text – dem auch ich von Zeit zu Zeit aufgesessen bin – ist, daß man ihre Ausführungen als eine „Anleitung zur Vermeidung von Stadt und dem Fremden“ liest. Vielmehr stellt Lofland nur dar, beschreibt ihre Beobachtungen; forciert aber durch ihren umgangssprachlichen, leichten Stil, den spielerischen Umgang mit der städtischen Realität und den oft trivialen Beispielen die Unterstellung einer falschen Intention.

Die folgenden Ausführungen wenden sich hauptsächlich zwei großen Themenbereichen Loflands zu: Zum Einen, wie man all jene Elemente der Stadt, die befremden auslösen meiden bzw. meiden kann – *avoiding the city* – zum Anderen, wie man sich gerade jene Elemente des Fremden, des Neuen und der Unvorhersehbarkeit in ein Stück eigene Lebensqualität einbauen kann – *adventuring the city*.

Lofland selbst verwendet den Sicherheitsbegriff nicht, was meines Erachtens aus der Vieldeutigkeit des Begriffs herrührt, auf die schon im ersten Teil dieser Arbeit eingegangen wurde. Hingewiesen sei lediglich noch auf den Umstand, daß bei Lofland Kriminalität weder explizit erwähnt wird, noch daß Fremde als eine Bedrohung in diesem Sinne betrachtet werden.

2.2 Das Chaos, welches die Städter umgibt...

Eine kleine Einführung in das Thema im Stile Loflands:

Ein sehr wichtiger Aspekt Loflands ist, daß die Menschen zum Großteil versuchen, der Stadt und ihren Elementen von Fremdheit und Unsicherheit aus dem Wege zu gehen. Die Strategien, die dabei zum Tragen kommen, setzen sich aus den drei Punkten:

1. Du mußt dich umgebende Objekte und Situationen richtig einschätzen und einordnen können.
 2. Du mußt einen Satz von Verhaltensmustern beherrschen um auf die soeben identifizierten Objekte/Situationen reagieren zu können.
 3. Du brauchst ein Wissen darüber, wann du welche Verhaltensmuster einsetzt.
- zusammen.

Dieser allgemeine Strategien-Katalog wird nun von den meisten Menschen – Stadtbewohnern – dazu „mißbraucht“, um die selbst – unbewußt oder bewußt – gesetzte Maxime *avoiding the city* zu erreichen. Betrachtet man dies im Alltag, fällt auf, daß es oftmals einfach darauf hinausläuft, nicht besonders aufzufallen, sich nicht einzumischen und generell an Interaktionen wenn irgend möglich nicht teilzuhaben oder teilzunehmen.

In den folgenden Abschnitten 2.2.1 bis 2.4.2 wird es darum gehen, wie sich dieser Prozeß im Detail gestaltet. Wir beginnen bei dem Erkennen einer Situation, der sehr persönlichen Interpretation des Umfeldes bis hin zu den Handlungs- bzw. Verhaltenskonsequenzen für das betreffende Individuum.

2.2.1 Erkennen

In erster Linie hat das Bewegen durch ein urbanes Umfeld, das Verhalten unter Fremden einen eher handlungstheoretischen Hintergrund. Da man in genau diesem Umfeld nicht von einem isolierten Handeln und Verhalten ausgehen kann, müssen die Prozesse der Wahrnehmung, der Interpretation, des Verstehens des Umfeldes mit einbezogen werden. Ein adäquates Verhalten ist immer eine Reaktion auf ein externes Signal, und somit kann adäquates Verhalten nur erreicht werden, wenn die Deutung der externen Signale möglichst fehlerfrei gelingt.

Lofland spricht in diesem Zusammenhang von *settings*, die es zu erkennen gilt und mit denen entsprechende Handlungsmuster assoziiert werden müssen. Diesen Prozeß nennt Lofland *urban learning*. Wir betrachten ihn aus zwei Perspektiven:

1. auf „die anderen“ gerichtet: Äußere Umstände müssen klassifiziert bzw. kodiert werden. Dazu zählen Kleidung, Orte, Verhalten: Erkennen! (siehe 2.2.2)
2. auf sich selbst bezogen: Das erworbene Wissen wird genutzt, um sich selbst im öffentlichen Raum zu positionieren: Handeln! (siehe 2.3 ff)

2.2.2 Interpretation fremder Signale

Woher weiß nun der Städter, was all die Signale um ihn herum bedeuten? Es wird ihm – in erster Linie – beigebracht durch die zu durchlaufende Sozialisation, insbesondere der Familie aber auch immer mehr durch das Milieu, in welchem sich das Individuum bewegt. Später entwickelt der Städter sein angesammeltes Wissen durch ständige Re-Interpretation, Falsifikation bzw. Verifikation weiter – im Grunde ein lebenslang andauernder Prozeß mit den nicht zu übersehenden Elementen eines hermeneutischen Zirkels.

Lofland geht von hauptsächlich drei Ansatzpunkten für die Interpretation von ihren so genannten *settings* aus, auf welche im Folgenden eingegangen wird.

2.2.2.1 Coding Appearance

In einer „world of strangers“ begegnen einem ständig Menschen in der unterschiedlichsten äußeren Form – Kleidung, Stil und andere Requisiten oder Ausstattungsmerkmale. Das beste Mittel – aber auch das „gefährlichste“, im Sinne von „am gefährlichsten zu generierende“ - ist die persönliche Erfahrung. Für Lofland stellt z.B. das Theater – im Sinne des Goffman'schen Theaters (Goffman 1983, S. 99ff) - in der vorindustriellen Zeit eine Art Lehrmittel dar, welches dem Städter die Lebensweise eines bestimmten Fremden vorspielt und durch die möglichst realitätsgetreue Kostümierung wieder-identifizierbar macht. Auf diese Art und Weise kann man sich „gefahrlos“ mit einem neuen Habitus, einer neuen „Art“ vertraut machen.

Allerdings kann diese Form des *teaching* nicht auf eine breite Aufnahme hoffen, da das Theater ein luxuriöses Unterfangen war und für die Masse nicht erschwinglich.

Als moderne Variante der zweitgenannten Variante von *coding appearance* kann das Fernsehen und das Kino gelten.

Diese Form des Lernens – tritt sie isoliert auf – ist einer Reihe von berechtigten Kritiken ausgesetzt, auf die Lofland leider nicht eingeht. Zu denken ist beispielsweise an viele Formen der Vorurteils- Bildung oder Bestätigung oder von Fremdenfeindlichkeit. In der Kriminologie setzt die Anomietheorie des „Labeling Approach“ - hier im Sinne Beckers (Becker 1963, S. 9ff) - an diesem Punkte an, welche sich mit der Kriminalisierung von Personengruppen durch Stigmatisierung auseinandersetzt. Die Ideen des „Labeling Approach“ ließen sich aber meines Erachtens leicht auf nicht-kriminalitätsrelevante Aspekte des urbanen Zusammenlebens ausdehnen, beispielsweise auf die abwertende Haltung bestimmter städtischer Viertel gegenüber. Nur kurz möchte ich diesen Punkt erläutern:

Was macht ein Viertel zu einem „heruntergekommenen“ Viertel?

Ist es die tatsächlich feststellbare veraltete Bausubstanz in Verbindung mit einer Bewohnerschaft, die nachweisbar eher zu kriminellen oder gewalttätigen Handlungen neigt? Oder reichen Anfangs unglücklich gehäuft auftretende, negativ belegte und publik gewordene Ereignisse innerhalb eines Viertels aus, um den Ruf und das Bild in den Augen der Gesamt-Stadt derart zu ruinieren, daß das betreffende Viertel derart abgestempelt ist, daß es für einen Bürger der Rest-Stadt als inakzeptables Wohn- und Lebensumfeld angesehen wird? Wie in der Kriminologie, so wird sich auch hier der „Labeling Approach“ nicht als der Erklärungsansatz anbieten, der alle Aspekte des Problems zu erfassen vermag. Vielmehr ist er als ein eher ergänzender Erklärungsansatz zu sehen, der in Zusammen- und Wechselspiel mit anderen Theorien nach einer Erklärung für ein soziales Phänomen sucht. Er scheint mir aber sehr geeignet, auch in der Debatte um das Fremde in der Stadt einen Beitrag leisten zu können.

Was oben für das Fernsehen und Kino gesagt wurde, gilt ebenso für die gedruckten Medien, die aber einer Übergeneralisierung eher als die beiden erstgenannten Medien entgegenwirken können, da sie keine derart fixe Vorstellung von ihren Inhalten beim Publikum erzeugen. Vielleicht ist das gedruckte Medium dadurch toleranter gegenüber dem Fremden...

Auch ist die Möglichkeit zur Verbreitung dieser *coding schemes* eingeschränkt, da alle vorangegangenen Punkte abhängig von der Zielgruppe, von der Zugänglichkeit des Mediums und auch von der Auswahl der Medien über die Art ihrer Darstellung und Inhalte sind.

2.2.2.2 Coding Location

Für die Kodierung oder Klassifizierung von Raum - *spatial meanings* - sind die selben Prozesse verantwortlich, hervorgehoben wird allerdings die Mund-zu-Mund-Propaganda über bestimmte Typen von *locations*, welche ebenfalls schon in der Sozialisation durch die Familie angelegt werden. Schon in einer sehr frühen Phase der familiären Sozialisation, die noch zum Großteil unreflektiert verläuft, werden Bedeutungen über bestimmte Orte aufgenommen und auch später beibehalten. Die auffälligste Ausnahme hiervon besteht in der Rebellion gegen die familiär vermittelten Verhaltensmuster und dem „jetzt-erst-recht“-Besuch der bisher gemiedenen *locations*. Lofland greift hier auf ihre späteren Ausführungen zur Einstellung gegenüber dem Leben in der Stadt vor, indem sie behauptet, daß man – frei von der Kontrolle der Erziehungsberechtigten – genau jene Locations ausprobiert, die einst als verboten galten. Dies trifft jedoch nur auf den später eingeführten Typ des „Abenteurers“ zu.

Manche *locations* eignen sich eher für eine konsequente Einteilung in erwünschte bzw. unerwünschte *locations*. So ist es z.B. schwerer, das diffuse Gewimmel im Supermarkt zu kategorisieren, die Bar daneben läßt sich wesentlich leichter einordnen, da sie ein oft enger gefasstes Publikum besitzt. Orte werden „an sich“ enthalten ja keine Eigenschaften die sich in „erlaubte versus verbotene *location*“ aufsplitten ließen, es ist das jeweilige Publikum, das den Orten einen bestimmten Charakter verleiht. Ich wage nun nun zu Bezweifeln, daß sich in Supermärkten weniger „unerwünschte Gestalten“ als in der oben genannten „Bar von nebenan“ aufhalten, doch ist die Zusammensetzung im Supermarkt wesentlich heterogener, was den Charakter des Supermarktes in Richtung der Normalität drückt und sich nicht so einfach mit negativen Attributen belegen läßt.

Interessant ist, daß die aufgenommenen Informationen gar nicht so bedeutend sind, da – egal ob wahr oder falsch, selten geprüft wird. Man neige dazu – laut Lofland, was ich für sehr nachvollziehbar halte - Beschreibungen zu negativeren, um die Möglichkeit, sich an diesen Plätzen aufzuhalten, schneller und „gerechtfertigter weise“ verwerfen zu können und sich somit keiner „unnötigen Gefahr“ aussetzen zu müssen. Es handelt sich somit um eine Art der Komplexitätsreduktion. Erschlagen von der Fülle und Reize, die ein urbanes Umfeld bietet, ist das agierende Individuum auf jede Möglichkeit, dieses Chaos einzuschränken angewiesen und ebenso froh um jede externe „ready-to-use“-Lösung. Fakt ist, daß man auf sich alleine gestellt nicht für jeden Aspekt der Stadt eigene Erfahrungen sammeln kann, um diese selbst-erworbenen Erfahrungen dann in seine Handlungsdispositionen gegenüber dem betreffenden Aspekt einzubeziehen. Wie hilfreich kann es da sein, wenn ein großer Teil der anfallenden Kategorisierungen von externer Seite übernommen wird und sich der das „Kosten-Nutzen-Verhältnis“ für den Städter in akzeptablen Dimensionen bewegt.

2.2.2.3 Coding Behaviour

Um Verhalten zu kodieren, ist man meist auf die vorangegangenen Erkenntnisse primärer Kodierungsversuche – hier: *appearential* und *locational* - angewiesen, da die selbe Handlung je nach dem handelnden Akteur eine unterschiedliche Bedeutung zugemessen werden kann. Dem Verhalten Dritter Bedeutungen und Intentionen zuzuordnen ist der komplexeste Prozess unter

diesen drei, oft wird ein hohes Maß an Vorwissen vorausgesetzt, um die richtigen Schlüsse ziehen zu können. Lofland macht die hohe Integrations- und Kombinationsleistung der drei Kodierungsstrategien am Beispiel des eingespielten Ehepaares in ihrer gewohnt fast prosaischen Sprache fest: Sie erzählt von der Ehefrau, die den Gemütszustand ihres Mannes noch in den feinsten Nuancen allein daran ablesen kann, wie diese bei seinem abendlichen Nach-Hause kommen den Hut an die Wand hängt und sein „Hi“ betont.

Da man es allerdings meist mit unvollständigem Ausgangsmaterial zu tun hat, kommt der gegenseitigen Ergänzung der drei Kodierungs-Techniken eine große Bedeutung zu. Problematisch ist der Fall, wenn sich die Kodierungsversuche widersprechen – dann sollte zugunsten des gesichertsten Kodierungsschemas entschieden werden. So verliert z.B. die Kleidung immer mehr an Wert für die Interpretationen über den Träger der Kleidung.

Bevor wir zu den verschiedenen Strategien kommen, wie Menschen ihr Wissen über das Verhalten in ihrem alltäglichen Stadtleben einsetzen, will ich noch betonen, daß Verhaltenskodierungen am ehesten anfällig für kulturelle Eigenheiten sind. Das ist natürlich auch bei der Erscheinung (*apparential*) der Fall, jedoch sind die Konsequenzen meist nicht so fatal wie bei einer Falsch-Interpretation oder einem Unwissen über gewisse Verhaltensregeln in der Fremde. Was ich damit sagen will, ist, daß das im Dunstkreis der heimatlichen Kultur erworbene Wissen über Verhaltenskodierungen nicht gut übertragbar auf die Einschätzung von angebrachtem Verhalten anderer Kulturen ist. Lofland führt hier das Beispiel der unterschiedlichen Nähe in alltäglichen Interaktionssituationen in Lateinamerika und den den USA an, wobei sich US-Amerikaner in der körperlichen Nähe alltäglicher Abläufe wie einer Begrüßung bedrängt und unwohl fühlen, wogegen sich der Lateinamerikaner eventuell als abgelehnt vorkommen kann.

2.3 Handeln

Haben wir bisher Strategien und Methoden kennen gelernt, mit denen eine Art „Wissen“ über die unterschiedlichsten Aspekte von Interaktionssituationen gewonnen werden kann, so soll hier die Integration des erworbenen „Wissens“ in eigene Handlungsdispositionen und Interaktionsmuster im Vordergrund stehen. Lofland spricht in diesem Zusammenhang von „skills“. Das Wörterbuch gibt dafür die Übersetzungen „Geschicklichkeit“ und „Fertigkeit“ her – ich würde es noch um den meiner Meinung nach dem Kontext besser angepassten Begriff der „Fähigkeit“ erweitern, da mir die beiden erstgenannten Möglichkeiten zu sehr in den handwerklichen Bereich fallen.

In den Worten Loflands können wir diesen Unterschied von theoretischem Wissen und verhaltens-praktischen Wissen umschreiben mit *having learned versus being skilled* – die Theorie muß sich in der harten realen Welt der *world of strangers* umgesetzt werden, die Konsequenzen antizipiert und neu durchdacht werden. Ein im gewissen Sinne hermeneutischer Prozeß lebenslangen Lernens. Nur dadurch kann sich so etwas wie eine urbane Lebensweise entwickeln, diese urbane Lebensweise können wir als zivilisierten Umgang mit dem Fremden, mit der Unsicherheit bezeichnen.

Lofland geht den Prozeß der Umsetzung von dem bisher erläuterten „Umgebungs-Wissen“ zur konkreten Handlung bzw. dem angepaßten Verhalten ebenfalls von drei Seiten an, die in gewisser Weise eine Komplexitäts-Hierarchie widerspiegeln.

2.3.1 Learning how to dress

Mit *learning how to dress* sind alle Bestrebungen gemeint, die passendste Kleidung zum betreffenden Anlaß, dem betreffenden Milieu und dem betreffenden Publikum zu finden. Nicht zu vernachlässigen ist auch der individuell vorhandene Wunsch, durch seine Kleidung – oft in Verbindung mit den folgenden Punkten über die *location* und das Verhalten – ein bestimmtes

Bild seiner Selbst auf das Publikum zu projizieren. An diesem Punkt kann das eigene Auftreten ebenso von dem erwarteten Auftreten abweichen, wie in dem Falle der bewußten Negation des „Ziel-Milieus“, der Rebellion.

In vielen Fällen kann hier allerdings von *learning* nicht die Rede sein: z.B. wenn man in seinen Mitteln so beschränkt ist, daß man in der Lage ist, nur „standesgemäße“ Kleidung zu kaufen, oder aber wenn die äußere Erscheinung durch Gesetz oder Vorschrift vorgegeben ist.

Beispielhaft seien die Ständeordnungen mit strikten Vorschriften über das äußere Erscheinungsbild genannt. Das Standardindividuum in der modernen Gesellschaft jedoch hat wesentlich mehr Entfaltungsmöglichkeiten – was die Unsicherheit im Umgang mit der Wahl der Kleidung und damit auch der Identität, die man in die Öffentlichkeit projiziert, erhöht. In der Fülle der Möglichkeiten scheint es die größte Sicherheit darüber zu geben, was man nicht will – die entscheidende und oft auch nicht einfach zu lösende Rest-Freiheit, sich innerhalb weiter Grenzen zu positionieren, ist inzwischen fast schon zu einer Kunst avanciert, um die sich Stilberater, ganze Medienzweige wie Mode- und Lifestylemagazine und nicht zuletzt der nächste Freundes- und Bekanntenkreis kümmern.

Die „richtige“ respektive die „falsche“ Kleidung kann zu einem Aspekt von „Sicherheit“ werden, meist, indem die geltenden Regeln durch die eigene Kleidung bewußt oder unbewußt verletzt werden. Die Rebellion durch nicht-angepaßte Kleidung wurde schon angesprochen und bedarf keiner weiteren Erklärung. Gute Beispiele liefern gesellschaftliche Gruppen, die sich durch ihre Kleidung von dem Rest – sprich: dem Normal-Bürger – absetzen wollen und dies auch gelingt, z.B. den Punkern. Der zweite Punkt läßt sich meines Erachtens gut an dem Gruppen-Verhalten bei Jugendlichen festmachen, von denen viele unter einem gewissen Gruppen-Zwang stehen, die „richtige“ Kleidung bzw. die „richtige“ Marke zu tragen, da ein nicht-beachten solcher impliziter Regeln zu sozialen Isolation von dem bisherigen Milieu führen kann. Ebenso bietet eine extreme Ausrichtung an den Vorstellungen des Milieus – natürlich im Verbund mit weiteren Merkmalen, auf die ich weiter unten eingehen werde – auch soziale Aufstiegschancen und fordert Achtung und Respekt der Anderen.

2.3.2 *Learning where to go*

Zu lernen, in welchen Umgebungen und unter welchen Umständen man sich sicher bewegen kann, heißt in erster Linie, seine eigenen Fähigkeiten abschätzen zu können. Fähigkeiten, sich zu präsentieren, Fähigkeiten, in der Kommunikation und Interaktion mit dem betreffenden Ziel-Publikum zu bestehen. Diese wichtige Fähigkeit des Abschätzens der eigenen Möglichkeiten sich in einem gegebenen Umfeld sicher zu bewegen, hängt von vielen – auch nicht-soziologischen – Punkten ab. Zu nennen ist einmal die a priori Einschätzung gewisser Milieus, die auf der Sozialisation oder der Einschätzungen von vertrauenswürdigen nahe-stehenden Personen beruht, des weiteren die im Laufe der Zeit gesammelten eigenen Erfahrungen, welche naturgemäß die beste Grundlage für diesbezügliche Selbst-Einschätzungen bieten. Aus dem nicht-soziologischen Kontext will ich nur kurz Aspekte wie Selbstsicherheit, Selbstwirksamkeit (*Self-Efficacy*; Schwarzer 1992) ins Gedächtnis rufen. Theoretische Grundlagen finden sich in der Spieltheorie sowie im Goffman'schen Theater (Goffman 1983) und seinen diesbezüglichen Untersuchungen von Selbstdarstellung und sozialen Verhaltensmustern.

Diese Vorstellungen haben eine Reihe von Konsequenzen, die für das urbane Leben von essentieller Bedeutung sein können, insbesondere im Kontext der „Sicherheit“:

Ist man sich im Voraus bewußt, in einer bestimmten Umgebung nicht angemessen agieren zu können, bleibt man gleich zu Hause: „Nothing ventured, nothing lost.“ (Lofland 1973, S. 110). Hier trennen sich die, die auf lediglich theoretisches Wissen über bestimmte *locations*, oft nur von Hören-Sagen zurückgreifen können, und jene, welche persönliche Erfahrungen sammeln konnten und somit auch ihr Potential besser einschätzen können.

Es läuft auch hier wieder auf die zwei städtischen Grundtypen Loflands hinaus: Der, der eher vermeidet, und der, der wagt.

Selbst wenn wir von „kleineren“ Städten ausgehen, bzw. die folgende Betrachtung auf solche Gebilde mit vielleicht 20 000 Einwohner aufwärts anwenden, so drängt sich unweigerlich die

Frage auf, wie denn nun der Städter mit den „fremden“ *locations* umgeht, die immerhin den eindeutig größten Teil der *locations* im Aktionsradius des Städters ausmachen. Und es scheint, daß der Städter diese geflissentlich und problemlos umgeht und vermeidet, ohne sich in seiner Existenz als Städter in irgendeiner Weise „selbst-verstümmelt“ vorkommt. Lofland nennt dies „one of the greatest ironies of city living.“ (Lofland 1973, S. 111):

Wie lernt der Städter sein Potential abzuschätzen, eventuell sogar ohne sich der betreffenden *location* auszusetzen? Lofland meint – und das klingt, den chaotischen Moloch „Stadt“ im Hinterkopf – plausibel, daß der Städter dies eben *nicht* lernt. Er lernt nicht, mit all diesen fremden Plätzen, Stadt-Vierteln, Menschen umzugehen, weil – egal wie groß die Möglichkeiten auch sind – das städtische Individuum ist ein ebenso träges und genügsames Wesen wie das ländliche Individuum und gibt sich somit schnell mit einem langsam aber stetig zusammengebastelten städtischen Horizont zufrieden. Auf die Ausnahmen – die Lofland'schen *adventurers* werde ich später eingehen.

Im Grunde – etwas vorweggenommen – ist es sehr wahrscheinlich, daß zwischen den beiden typisierten Stadtcharakteren keine große Fluktuation herrscht. Der Abenteurer kann aufgrund seines „Mutes“ sein Potential immer weiter ausbauen und erweitert somit seine Basis weiteren möglichen Stadt-Erfahrungen. Der eher „vermeidende Charakter“ nimmt sich im Vorfeld schon die Möglichkeit, sein Bild durch persönliche Erfahrung zu überprüfen. Für den Abenteurer wird die Stadt immer un-riskanter, für den „Vermeider“ bedrohlicher, da er nicht auf Veränderungen vorbereitet ist und keine Möglichkeit mehr hat, die (Schreckens-)Szenarien – vermittelt durch die Medien, Bekannten usw. - zu überprüfen, und sie deshalb – aus Vorsicht – für wahr ansieht und somit auf eine gewisse Art verwundbar wird, da er auf viele Situationen bzw. *settings* keine adäquate Reaktion in petto hat.

2.3.3 Learning how to act

Woher weiß man, wie man sich zu verhalten hat? Welche Verhaltensweisen sind angemessen, um bei den anderen das gewünschte Bild seiner selbst zu projizieren?

Normalerweise lernt man „richtiges“ Verhalten durch Sozialisation schon in frühesten Jahren – eine einigermaßen stabile Umwelt vorausgesetzt - erstaunlich gut und meines Erachtens nach auch recht unabhängig von der Art, der „Qualität“ und der Dauer der familiären Sozialisation. Dies beschränke ich aber auf den Aspekt der Sicherheit in Bezug auf das Agieren in einem urbanen Milieu. Bewußt ausgenommen sind die negativen Auswirkungen einer fehlgeleiteten Sozialisation, die sich eventuell in Gewaltbereitschaft, sozialer Inkompetenz oder sonstigen „Defekten des gesellschaftlichen Zusammenlebens“ manifestiert.

Für Lofland spielt der Aspekt der Stabilität, unter dem die Sozialisation stattfindet, eine entscheidende Rolle, daher behandelt sie das *learning how to act* für die *preindustrial* und die *modern city* getrennt. Der Lernprozeß in der *preindustrial city* sei hier ausgeblendet.

In der *modern city* – charakterisiert durch hohe Bevölkerungsdichte, extreme Heterogenität von Menschen, Verhaltensnormen und Bedeutungen – herrschen wesentlich größere Chancen in unbekannte Situationen zu geraten. Natürlich besteht in der *modern city* auch ein regerer Austausch der Stadtbevölkerung untereinander – aber durch die extrem erhöhte Komplexität, die sich dem Städter oft als etwas Bedrohliches oder zumindest Unangenehmes darbietet, ebenfalls ein noch höheres Maß an „Vermeidungsverhalten“.

Das *learning how to act* kommt meiner Meinung nach bei Lofland etwas zu kurz, obwohl sie gerade hier ihren Sprachwitz und ihre Lust an beißenden, aus dem Leben gegriffenen Beispielen voll ausspielen könnte. Natürlich ist das Lernen von Verhalten sehr eng mit den anderen Lern-Strategien ebenso wie mit den schon erwähnten Aspekten des *acquisition of meanings* verwoben, doch drängen sich hier einige Phänomene derart auf, daß man sie meiner Meinung nach hier nicht weglassen oder auf die vorherigen Ausführungen schieben kann. In der *modern city* wie wir sie heute erleben findet ein Großteil des Lernens von Verhalten sehr früh statt und ist weitgehend auch schon sehr früh soweit abgeschlossen, daß die betroffene Person auch in die harte Realität des urbanen Lebens entlassen werden kann. Und dies ist wesentlich früher der

Fall, als es vor 40 Jahren war. Ich spiele weniger auf den Grad der Zivilisiertheit einer heranwachsenden Generation an, sondern mehr auf das selbstbewußte, selbstsichere Auftreten eines Heranwachsenden im Umgang mit all den Phänomenen, die eine Ansammlung von Mensch und Material zu einer Stadt macht. Woran kann es liegen, daß sich ein 16-Jähriger im Einkaufszentrum ebenso wie in der schicken Szene-Kneipe fast schon galant und wie „einheimisch“ bewegt, den nur etwas mehr als doppelt so alten Vater dagegen beim Begleiten des Sohnes oft ein Gefühl der Unsicherheit oder des „fehl-am-Platze-seins“ überkommt, wo der Sohn schon mit dem Ambiente des *settings* verschmolzen ist? Meiner Meinung nach liegt das in einer frühen und sehr weit selbst bestimmten Auswahl des eigenen Images, welches man als Selbstbildnis für sich zu schaffen sucht, und in Form von Projektionen auch für die Anderen zu schaffen sucht. Stellt man sich dieses Selbstbildnis – heute wie früher - als ein Puzzle vor, so sind Puzzleteile inzwischen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlicher Verfügbarkeit und unterschiedlicher Anzahl. Im Vergleich mit Früher ist die Herkunft der Informationen, nach denen ich mein Aussehen, meine Werte- und Normvorstellungen, meine Leitbilder orientiere nicht mehr primär dem familiären Kontext entnommen, sondern es haben sich insbesondere die Medien aufgemacht, um ständig „Vorbilder“ in den schillerndsten und begehrtesten Farben – schillernder als es der Alltag in der Familie, als es die eigenen Eltern je zu sein vermögen – zu präsentieren. Dies ist, in Verbindung mit den lokalen, real existierenden Gruppen in Schule, Freundeskreis, Beruf ein Punkt, warum sich die Sozialisation von der Familie teilweise abkoppelt und auch ihre Geschwindigkeit nicht mehr nur von den familiären Vorstellungen abhängig ist. Dies trifft ebenso auf die „Verfügbarkeit“ oder auch „Quellen“ von Informationen, die man zur Bildung seines Selbstbildes heranziehen kann, zu. Letztlich ist aber die Bildung eines Selbstbildnisses durch gerade die eben genannten Komponenten komplexer und vielschichtiger geworden, was sich oftmals in der Herausbildung von verschiedenen Selbstbildnissen manifestieren kann, die sich dann der Umgebung anpassen kann. Genau hier setzt auch eine weitere Sicht des Begriffes „Sicherheit“ an. „Sicherheit“ kann nicht nur dazu benutzt werden, das Verhalten eines Dritten zu beschreiben und in Kategorien wie „Individuum A bewegt sich in Umgebung B unter Einfluß von Ambiente C sicher“ einzuordnen, sondern auch dafür, wie sich das betreffende Individuum bei der betreffenden Interaktions-Situation fühlt. Hier tritt wieder ein zeitlicher Effekt auf: In der von Lofland angesprochenen *preindustrial city* fallen diese beiden Seiten von Sicherheit eher zusammen. Heute kann hier eine sehr große, von außen oft nicht erkennbare Kluft bestehen. Dies wäre allerdings eine psychologische Fragestellung, die den Umfang dieser Arbeit sprengen würde. Die Konsequenz allerdings ist sehr soziologischer Natur, denn ein Individuum, welches sich unsicher ist aber nach außen sicher agiert, verhält sich anders als ein Individuum, welches sich selbst sicher ist. In einem gesellschaftlichen Kontext gesehen, kann es zu Komplikationen kommen, wenn ein Individuum diesen Zwiespalt zwischen der nach außen getragenen Maske und dem inneren Empfinden nicht mehr in der Öffentlichkeit wahrnehmen kann. Vieles von dem, was nach Lofland an falschen bzw. unadäquaten Verhaltensmustern an unbekanntem, „fremden“ Orten zu beobachten ist, entsteht eben nicht nur aus der Unkenntnis des „fremden“ Milieus, sondern auch dem gerade dort aufbrechenden Zwiespaltes.

2.4 Strategien zum Umgang mit der öffentlichen Sphäre

2.4.1. *Locational Transformations*

Bisher haben wir erfahren, wie sich das urbane Individuum Wissen und Bedeutungen über städtische Phänomene aneignet und diese in handlungsrelevante und verhaltensbestimmende Muster umsetzt. Hier soll es jetzt darum gehen, welche Strategien angewendet werden, um die Komplexität in einem urbanen Umfeld zu reduzieren. Es wird auf bewußt gesteuerte Strategien ebenso wie eher implizite „Automatismen“ eingegangen. Lofland - wie die vorliegende Arbeit - bezieht sich allein auf die *modern city*, und orientiert sich an den von ihr eingeführten, sich gegenüberstehenden Städter-Charakteren: dem *adventurer* und dem eher Vermeidungsstrategien anwendenden Städter.

Praktisch gesprochen handelt es sich um die Frage, wie wir mit öffentlichen Plätzen umgehen. Und die vordergründig ebenso einfache Antwort ist, daß der *city dweller* dazu neigt, öffentliche Plätze in private oder semiprivate Plätze zu transformieren. Der Frage nach diesem Prozeß im allgemeinen sowie den Begrifflichkeiten im speziellen werde ich im Folgenden nachgehen, wobei manche Aspekte, welche bei Lofland einigen Platz einnehmen, nicht in dem Ausmaß zum Tragen kommen werden.

Betrachten wir zuerst den Aspekt der *locational transformations*. Lofland nennt drei Strategien, wie versucht wird öffentlicher Sphäre einen privateren Touch zu verleihen. Ich möchte auf zwei dieser Strategien der *locational transformations* näher:

1. *Creating home territories*
2. *Creating urban villages*

Auch wenn die Konsequenzen dieser Strategien sich sehr ähnlich sind – nämlich die Transformation des betreffenden Teiles der Öffentlichkeit in eher private Sphären - das „wie“ kann sich beträchtlich unterscheiden nach:

- Größe des betroffenen Platzes
- Dauer und Art der Transformation
- Grad der angestrebten bzw. erreichten Privatisation
- Erfolg der Transformation, welche insbesondere abhängig vom Umfeld ist.

2.4.1.1. Die vertraute Insel in der Welt der Fremden

Eine Möglichkeit, der Fremde einen Hauch von Privatsphäre zu verleihen, liegt darin, sich hauptsächlich mit Menschen zu umgeben, die gerade nicht fremd sind. Lofland macht diesen Umstand gut am Bild der *world of strangers* fest: Weil allein die Anzahl der uns umgebenden Menschen derart hoch ist, daß wir a priori nicht alle kennen können, leben wir in einer *world of strangers*. Da dies aber für einen großen Teil der Menschen ein eher bedrohlicher Aspekt ist, gilt es alle möglichen und im Sinne der *world of strangers* bedrohlichen Konsequenzen zu minimieren.

Lofland meint – und da bin ich kritisch – daß man versucht, in der Öffentlichkeit die Möglichkeit Fremden zu begegnen minimiert, während versucht wird das Zusammentreffen mit „Bekanntem“ (*personally known others*) zu maximieren.

Als Ergebnis der Anwendung von einer Strategie wie *creating home territories* kann eine Art Insellandschaft mit diesen *home territories* angesehen werden, die sich, abgelöst vom Raum, über das ganze Stadt- bzw. Umlandgebiet erstrecken kann. Interessant ist, daß solche Prozesse unabdingbar mit einer gewissen Mobilität der Bevölkerung verknüpft ist, welche in der heutigen Ausprägung des Autos einen historischen Höhepunkt erreicht hat. Es ist ein faszinierendes Phänomen, wenn man den Umgang einer größeren Gruppe über einen größeren Zeitraum hinweg analysieren würde, und eine Art Klumpendiagramm über die räumliche Ausbreitung erstellen würde. Ich spinne diesen Gedankengang weiter: Meiner Meinung nach bekäme man eine Art Landkarte, die sich etwa so präsentiert wie ein neuronales Muster von wechselseitig verbundenen Neuronen. Dieses Modell skaliert – eine Möglichkeit der individuellen und billigen Mobilität vorausgesetzt – sehr gut auch mit der Größe von Städten. Mit steigender Größe würden sich in jedem Falle die Distanzen zwischen den als *home territories* angesehenen Gebilden vergrößern, eventuell auch die Anzahl dieser Gebilde, was wiederum an den individuell unterschiedlichen Einstellungen und sozialen Bedürfnissen liegen kann. Hält man sich eine solche bildliche Vorstellung vor Augen, so fällt insbesondere die große „unerschlossene“ Fläche der Stadt auf, nimmt man ein Individuum als Bezugspunkt. Diese brachliegende Fläche wurde schon an anderer Stelle entdeckt und behandelt, als in 2.3.2 auf die Art des *Learning where to go* eingegangen wurde und sich herausstellte, daß das städtische Individuum anscheinend in den meisten Fällen von dem Großteil der städtischen Möglichkeiten keinen Gebrauch zu machen gedenkt. Ebenso ist zu beachten, daß die Städter, die sich einer solchen Strategie bedienen, auch während des Transfers – insbesondere mit dem eigenen Auto – von einem *home territory* zum Anderen nicht mit der Stadt als solcher, nicht mit der *world of*

strangers in Kontakt kommen.

Um auf Loflands Begrifflichkeit zurückzukommen, sei noch ihre Definition von solch einer Insel in der *world of strangers* aufgenommen. Sie betrachtet solch ein *home away from home* als einen öffentlichen Platz, der von einer schon existierenden Gruppe oder Einzelpersonen eingenommen wird.

2.4.1.2 Exkurs: Der alltägliche Exhibitionismus

Dem entgegen steht meiner Meinung nach ein Phänomen das man als „kollektiver, legaler Exhibitionismus“ bezeichnen könnte, auf das ich hier kurz eingehen will, da dieser Aspekt einen meiner Meinung nach wichtigen Platz im städtischen Alltag einnimmt und zum Beispiel bei Lofland nicht gebührend behandelt wird. Was einst mit dem *Flaneur* (Benjamin 1967, S. 549ff) in Form einer eleganten, dem wohlhabenden Bürgertum vorbehaltenen Tugend begann, oft umschrieben als „eine Art Lektüre der Straße“ (Hessel 1984), ist in der *modern city* zu einem Exhibitionismus ver- bzw. gekommen. Um die Entwicklung des Flaneurs zu skizzieren zitiere ich einen Teil aus Christoph Wagners gutem Aufsatz über den Flaneur: „Der Flaneur, ursprünglich ein Verwandter des Dandys, unterscheidet sich von diesem, der die abgezirkelten Räume des Kunstschönen kaum jemals verlässt, dadurch, dass er sich auch auf die von Karl Rosenkranz 1852 erstmals diagnostizierte „Ästhetik des Hässlichen“ einlässt, ja, die Konfrontation mit derselben geradezu sucht. Was dem Dandy sein ennui, – eine Art von ästhetisch produktivem Weltverdruss, dem wir unter anderem Prousts hermetisch abgeriegelte Innenwelten oder Altenbergs solitäre Aperçus verdanken – ist dem Flaneur die Fähigkeit, das Kunstschöne auch in Hydranten, Litfaßsäulen, Bahnübergängen, Imbissbuden, Metrostationen, Hotelfoyers, Likörstuben, Kanalgittern, auf Rummelplätzen oder in öffentlichen Toiletteanlagen zu erkennen.“ (Wagner [keine Jahresangabe vorhanden], S. 1)

Unterstützt durch weitergehende Möglichkeiten der freien Wahl von Kleidung und einer sehr großen Bandbreite von zur Verfügung stehenden Verhaltensmustern hat sich ein fast schon institutionalisiertes Voyeuristen- und Exhibitionistentum unter den Städtern herausgebildet. Dieser Typus passt auch nicht in Loflands sehr polarisierter Einordnung des Städters, sondern bildet einen – vielleicht sehr häufig vorkommenden - Typ der von der Grundhaltung dem eher vermeidenden Charakter sehr nahe kommen kann, jedoch sich das „Erlebnis Stadt“ nicht nehmen lassen will und als ein passiver Teilnehmer am bunten Treiben der *world of strangers* antizipiert, beobachtet, mitfühlt und mitgerissen wird – aber nicht unbedingt mitreißt. Ich würde ihn – wie schon erwähnt – als einen in erster Linie passiven Charakter beschreiben, zu passiv, um ihn dem Lofland'schen Typus des *adventurers* zuzuordnen, der trotz allem so viel wie möglich vom Stadtleben mitnehmen will. Auftreten und Gestalt ist mannigfaltig: Ich sehe in einem Großteil der nachmittäglichen Einkaufsbummler und Café-Sitzer diesen historisch späten Typ des Flaneurs - Horden von Menschen, die es sich für eine Stunde im Café gemütlich machen, gedankenverloren das hektische Treiben der Anderen betrachten, Zeitung lesen oder einfach auf einer Bank im überfüllten Stadtpark sitzen und gar nichts tun. Aber ebenso tritt er in Discos und Clubs auf, sorgte sich sehr um sein Äußeres, machte sich Gedanken über Stil, Frisuren und die adäquate Etikette, gehört aber nicht zu der Spezies, die die *location* dominiert, sondern hält sich eher im Hintergrund und beobachtet eventuell die wahren *adventurers* mit etwas Neid und Respekt.

Noch einmal möchte ich betonen, daß Lofland wie ich selber nie von der städtischen Bevölkerung als einer homogenen Masse spreche, vielmehr treffen die genannten Ausführungen jeweils auf eine Teilmenge, oft auch nur auf eine Minderheit zu. Und: Es handelt sich um Beobachtungen von Verhalten in einem urbanen Umfeld, nicht etwa um Verhaltensempfehlungen oder tief im Menschen verwurzelten Charakterzügen, die dieses Verhalten determinieren.

2.4.1.3 Die räumliche Ordnung und städtische Verhaltensdispositionen

Auch wenn wir davon ausgehen können, daß die Bedeutung der räumlichen Ordnung seit der *preindustrial city* extrem abgenommen hat, ist es nicht zu bestreiten, daß Strategien wie *creating home territories* zur räumlichen Segregation beitragen. Und auch in diesem Punkt ist eine weitere Ironie des Stadtlebens zu beobachten:

Zum Einen unterstützt die Bildung von *home territories* die weitere räumliche Segregation in der Stadt bzw. treibt sie weiter voran, zum Anderen bringt der Prozeß der Besetzung von öffentlichen Plätzen durch bestimmte Personengruppen durch seine Fluktuation und Mutation die räumliche Segregation durcheinander und erhöht damit wiederum die Komplexität urbanen Lebens.

2.4.1.4 Creating Urban Villages – Die kleine Welt der Nachbarschaft

Die zweite – immer häufiger angewendete – Strategie zur Verdrängung von Öffentlichkeit ist *creating urban villages*. Formuliert man das Unterscheidungsmerkmal zwischen *urban villagers* und *home territorianern* etwas umgangssprachlich, so so muß der *home territorianer* irgendwann nach Hause gehen. Der *urban villager* dagegen hat dagegen alles nötige zum Überleben räumlich um sich geschert, er hat eine kleine Welt für sich geschaffen, wogegen der *home territorianer* sich viele kleine vertraute Welten erschuf, zwischen denen er nach Lust und Laune pendelt. Zusammengefaßt bestehen die Gemeinsamkeiten insbesondere in den eng umgrenzten Räumen, die geschaffen wurden und in denen sich die involvierte Person sicher bewegen kann und – allgemein gesprochen – daß öffentlicher Raum in privaten Raum umfunktioniert wurde.

Betrachten wir ein paar Beispiele solcher *urban villages*: Wir kennen – mindestens aus den Medien – nach außen abgeschottete Wohngegenden, die meinen, sich – aus welchen Beweggründen auch immer – gegen die *world of strangers* schützen zu müssen. In seiner wohl klassischsten Form finden wir dies als *gated community* (nach Wehrheim 2000, S. 108ff) für wohlhabende Nordamerikaner. Eine *urban village* kann aber auch weit unspektakulärer als umzäunte und ummauerte bewachte Wohngegend in Erscheinung treten, auch kann der gemeinsame Hintergrund, der zu der Konzentration und der Bildung der *urban village* führte unterschiedlicher Natur sein. So waren in den USA meist ethnische Gemeinsamkeiten für die Bildung von *urban villages* verantwortlich, in Großbritannien eher schicht-spezifische Gemeinsamkeiten. Die Grenzen sind – strikt man solche Beispielketten weiter – fließend. Als lokales Beispiel möchte ich die Vauban anführen, deren Bewohner ebenfalls in vielen Punkten einen gemeinsamen Hintergrund, geteilte Normenvorstellungen und ähnliche Lebenspläne haben. Jedoch kommt hier zu der – städtebaulich erstrebten – guten Nachbarschaft und eines florierenden Quartiersleben auch die Öffentlichkeit des Viertels, der Geschäfte und der kulturellen Angebote. Vielleicht zeigt sich auch hier, daß das Ideal der *urban village* ein Traumschloß ist: Die schöne, funktionierende Siedlung, abgeschirmt vom lärmenden Rest, nachbarschaftliche Kontrolle, gegenseitiges Vertrauen und der gute Einfluß des Quartiers auf das soziale Verhalten sorgen für idyllische Familienverhältnisse, eine Kriminalität die diesen Namen nicht verdient und – damit all dies auch erhalten bleibt – eine totale Autonomie gegenüber der *world of strangers*. Spätestens bei dem letzten Punkt bricht das Ideal, die völlige Autonomie wird es nie geben, und jede Interaktion mit der Umwelt kann Einflüsse, Verhaltensmuster, Ideen in die abgeschottete Gemeinschaft hereintragen, die deren Homogenität aufbricht.

Jedoch werden viele der genannten Aspekte ganz aktuell als stabilisierende Faktoren für ein besseres Stadtleben anerkannt. Ich möchte dazu auf die Bedeutung von funktionierenden Nachbarschaften für ein sicheres – im kriminologischen Sinne – Neben- und Miteinander aufmerksam machen.

2.4.2 Symbolic Transformation

War bei der *locational transformation* immer die Präsenz von *personally known others* wichtig, geht es hier um die Möglichkeiten des alleine in der Stadt agierenden Individuums. Gerade der Einzelne kann sich in der Öffentlichkeit keinen privaten/semiprivaten Raum schaffen – allerdings kann er seine Beziehung zu dem Raum der ihn umgibt gestalten. Lofland spricht in diesem Zusammenhang von *social psychological relationship to that space*, ausgedrückt durch *Body Management*. *Body Management* als das Mittel, sich in der Öffentlichkeit ohne Interaktion mit einer involvierten Gruppe abzugrenzen. Man kann durch die Stadt schlendern, und ohne Worte dem verfügbaren Publikum klar machen, daß man für keine Art von Interaktion zur Verfügung steht.

Lofland macht dies auch für die häufige Charakterisierung moderner Städte als kalt und unfreundlich verantwortlich. Wobei auch hier rein architektonische Aspekte nicht zu vernachlässigen sind. Aufstrebende Häuserschluchten, verspiegeltes oder abgedunkeltes Glas als Fassadenmaterial, große, eintönige Betonflächen, fehlende Begrünung, infrastrukturell zu starke Ausrichtung auf das Auto als Fortbewegungsmittel, Zugangsbeschränkungen und vieles mehr tragen das ihrige zu solch einer Charakterisierung bei und werfen vielleicht sogar die Frage auf, ob der Mensch die Stadt kalt und abweisend gemacht hat oder umgekehrt.

Wie umgibt man sich nun mit einem symbolischen Schutzschild von Privatsphäre in der Öffentlichkeit? Ich möchte an dieser Stelle sechs *Principles of Symbolic Transformation* (Lofland 1973, S. 151ff) kurz wiedergeben, da sie lediglich der Erhöhung der Anschauungskraft für das Lofland'sche Phänomen *Body Language* dienen sollen, verzichte ich auf eine tiefer gehende Behandlung, mache nur darauf aufmerksam, daß alle folgenden Prinzipien ein „Vermeidungs-Charakter“ zugrunde liegt.

Principles of Symbolic Transformation:

1. *First Principle: Minimize Expressivity*

Zeige keine emotionalen Regungen

2. *Second Principle: Minimize Body Contact*

3. *Third Principle: Look Before You Sit*

Setze dich so, daß niemand auf die Idee kommt, du suchst z.B. eine Konversation, vermeide Plätze, die Blickkontakt begünstigen

4. *Fourth Principle: Minimize Eye Contact*

Vermeide, auch zufälligen, intentionslosen Blickkontakt. „Wear sunglasses“

5. *Fifth Principle: When In Doubt, Flee*

Menschen, die „seltsam“ (*oddly*) sind, sind auch unberechenbar. Meide solche Personen. Fliehe.

6. *Sixth Principle: When In Doubt, Disattend*

Tue so, als sei nicht passiert, als passiere nichts; sich abseits halten. Lasse den/die anderen niemals wissen, daß du sie/ihn für „nicht normal“ hältst.

Wir haben bisher einige Strategien kennen gelernt, die Menschen benutzen, um die *world of strangers* in ihrem alltäglichen Leben so weit wie möglich zu meiden und um sich herum eine kleine private Welt zu schaffen:

- *Creating home territories*
- *Creating urban villages*
- *Body management*

Nun treffen all diese Strategien lange nicht auf alle Stadtmenschen zu. Ich will mich ja nicht festlegen, ob die Menschen in der Stadt eher die Sicherheit oder das Abenteuer suchen, doch existiert eine meiner Meinung nach nicht unerheblich große Masse, die gerade in der Stadt all das sucht, was die andere Gruppe – die wir bisher hauptsächlich kennengelernt haben - so vehement zu vermeiden trachtet.

Auch ist zu beachten, daß all diese Strategien nicht exklusiv genutzt werden müssen. Man kann sehr wohl sich seine eigene kleine Welt geschaffen haben, aber trotzdem in der Freizeit das abendliche Abenteuer in der Stadt suchen.

2.5 Indiana Jones als der „wahre“ Städter

Wir haben bisher hauptsächlich einen Typus des Städters kennen gelernt. Er zeichnet sich insbesondere dadurch aus, daß er neuen Situationen eher ablehnend gegenübersteht, bzw. für welchen das Adverb „vermeidend“ am ehesten zutrifft. Daß diese Grundhaltung bisher so viel Raum einnimmt, hängt in erster Linie mit der ausführlicheren Analyse zusammen, die Lofland diesem Charakter beimißt. Nun ist dieser Charakter aber in vielen Zügen gerade einem städtischen Leben gegenläufig, weshalb an dieser Stelle auch auf die andere Sichtweise des Aspektes „Sicherheit“ eingegangen werden muß. Wie ich einleitend schon erwähnt habe, kann „Sicherheit“ auch in einer *world of strangers*, im Chaos des großstädtischen Treibens empfunden werden – wenn man mit diesem Treiben nicht auf Kriegsfuß steht. Wir werden nun den Typus kennen lernen, der all die Seiten der Stadt für sich benutzt, für seine Lebensqualität instrumentalisiert, die dem vorangegangenen Typus Angst eingejagt hat. In diesem Sinne lassen sich mit Stadt noch etliche weitere Begriffe assoziieren, die bisher keinen wirklichen Platz in dieser Arbeit gefunden haben. Ich denke an Aufregung, Spaß, an Ablenkung, an Leben, an Ausschweifungen, Laster – generell an alles, was mit einem funktionierenden, pulsierenden Stadtleben ebenso in Verbindung gebracht wird wie alle in einem städtischen Umfeld gedeihenden Lebensformen, die sich in der Grauzone zwischen Anonymität und Öffentlichkeit, zwischen Chaos und Kontrolle bewegen. Unter dem Aspekt der Sicherheit kommt in einem städtischen Umfeld der Anonymität eine Schlüsselrolle zu – schafft sie doch zum Einen ein Gefühl von Sicherheit, verhindert sie aber zum Anderen den Aufbau von Sicherheit. Lofland greift diesen Aspekt auf und beschreibt dies mit den Worten „you're free to do something totally different, try on a new identity.“ (Lofland 1973, S. 158)

2.5.1 Sicherheit im Umgang mit dem Chaos

Um in den Genuß all jener Seiten einer Stadt zu kommen, muß der Konsument des urbanen Lebens über genügend Wissen und Geschick in Bezug auf die Stadt verfügen und dieses auch auf sein eigenes Verhalten wie auch auf die Interpretation „fremden“ Verhaltens anwenden können. Lofland bezeichnet diesen Typus, den Prototypen des städtischen Lebens, als *urban hero*.

2.5.2 *The Urban Hero: Prototype of the Adventurer*

Der in der westlichen Hemisphäre als idealer Großstädter umschriebene soziale Typ – nach Lofland – ist v.a. durch seine Coolness charakterisiert. Er ist der Typ – meist männlich - „who might sell you the Brooklyn Brigde“ (Lofland 1973, S. 159). Ihre Um- und Beschreibungen nach handelt es sich um eine Art modernen Cowboy, charakterisiert durch selbstsicheres Auftreten, von Neuem, Fremden nicht einzuschüchtern. Lofland selbst vergleicht diesen Typus mit den Kinogrößen, die als Detektive, mutige Großstadtjournalisten oder als Polizisten in Zivil auftauchen - Emma Peel als eines der wenigen weiblichen Beispiele. Des weiteren fallen Namen wie James Bond, Humphrey Bogart oder Hercule Poirot.

Was Lofland dem – sehr amerikanischen *urban hero* – noch andichtet, was ihn vielleicht vom klassischen Western-Cowboy unterscheidet, ist die Toleranz, die er dem ungestümen Leben der Stadt, dem Fremden, mit all ihrem Schmerz und ihren Konflikten, entgegenbringt. Auch liegt in dieser Toleranz ein Teil des reziprok zu verstehenden Verhältnisses von Sicherheit: Die Toleranz, die der *urban hero* Dritten entgegenbringt, erwartet er auch von Dritten in Bezug auf deren Verhalten ihm gegenüber. Daraus erwächst insofern „Verhaltenssicherheit“, die Angst vor

eigenem Fehlverhalten und deren Ächtung durch Dritte vermindert wird. In Lofland's Worten formuliert: „Diversity does not confuse him.“

Der *urban hero* greift fast intuitiv auf sein Wissen über *how to act*, *how to dress* und *where to go* zurück, wendet dieses selbstsicher an und entwickelt dadurch eine überragende Auffassungsgabe für „urbane Bedeutungen“ in Sinne der Interpretation von Daten der Erscheinung – für diesen Begriff muß ich mich an dieser Stelle entschuldigen, paßt doch „dem Erscheinen“ ebenso wenig - , des Ortes und des Verhaltens.

Lofland ist allerdings auch der – meiner Meinung nach – sehr vernünftigen Meinung, daß dieser idealtypische *urban hero* so nicht existiert. Allerdings werden viele dieser Charakterzüge von real existierenden Individuen verkörpert und gelebt, treten uns aber wohl meist nicht in Reingestalt gegenüber, sondern in einem sehr persönlichen Mix aus zum Einen vermeidenden Strategien und zum Anderen aus mutigen, dem Fremden – hier nicht verstanden als Person, sondern als allgemeines Phänomen – entgegenkommenden Strategien.

Was das Sicherheitsgefüge einer Stadt angeht, so trägt auch der *urban hero* zu einer stabilen, berechenbaren Lage bei. Solange, wie seine Spezies nicht überhand nimmt, solange sich ein Teil der Städter einem anderen Teil „überlegen“ fühlt und der andere Teil keine Bedürfnisse hat, an diesem Zustand etwas zu ändern, solange hält vielleicht auch eine Art „atomares Gleichgewicht“ die Balance zwischen den Städtern. Zu viele *urbane heroes* betrachten sich eventuell angegriffen, da ihre Stärke und ihr Wissen nicht mehr exklusiv ist. Sollte es jemals der Fall sein, daß diese Sorte Mensch ausstirbt, wird sie sofort wiedergeboren. Eine Gesellschaft ganz ohne diese Spezies erschafft sie sich selber, indem das Angst bzw. Unsicherheitsgefühl welches man sich in einer Welt der *non-urban-heroes* entgegenbringt, von einem auch nur ansatzweise „mutigen“ Menschen ausgenutzt wird: Der erste *urbane hero* ist wieder auferstanden!

2.6 Schlußwort

Uns beschäftigten drei große Themenkomplexe, die ich hier noch einmal kurz skizzieren werde.

1. Zum Begriff der Sicherheit im Allgemeinen:

Sicherheit und Unsicherheit ist – insbesondere in Bezug auf „Stadt“ - ist ein extrem breites und tiefes Untersuchungsobjekt. Einige der Dimensionen der Thematik haben wir aufgegriffen, um den engen Bezug zwischen den einzelnen Sicherheits-Dimensionen darzustellen, die sich teilweise gegenseitig bedingen oder, deren reale Ausprägungen als gegenseitige Konsequenzen auftreten können. Bei der Lektüre zu diversen Teilbereichen einer urbanen Sicherheitsthematik geraten meines Erachtens oft diese Implikationen mit anderen – teilweise existentiell relevanten – Aspekten von Sicherheit in Vergessenheit, bzw. lassen die jeweils ausgeführten Theorien in einem – dem Erkenntnisgewinn nach – viel zu hellen Licht erscheinen. Sprach ich anfangs kurz von Devianz und Devianztheorien, so verhält es sich hier in Bezug auf Stadt und Sicherheit nicht anders: Die Dimension des Fremden – nicht in seiner Person, sondern seiner Funktion – stellt einen Erklärungsansatz für einen Bereich der Sicherheitsproblematik in der Stadt dar, darf aber keine Alleinherrschaft für sich reklamieren.

2. Zum Begriff der Sicherheit im Speziellen: *World of Strangers*

Man kann nicht stillschweigend voraussetzen, daß die Menschen ohne eigenes Zutun sich in einer *world of strangers* zurechtzufinden. Jedoch können wir in dieser Welt leben, da wir Wege gefunden haben, einen Teil dieser Fremde zu eliminieren. Wir mußten uns also eine Ordnung schaffen, die uns hilft, die Fremden zu identifizieren oder zu klassifizieren.

Eine Möglichkeit ist, den Nächsten aufgrund seiner Erscheinung einzuordnen. Dies funktionierte allerdings nur in einem recht stabilen und undurchlässigen Klassensystem, indem die äußerliche Erscheinung nicht allein auf dem individuellen Vorlieben basiert, sondern auf einer Art gesellschaftlichen Zwang.

Die moderne Stadt reduzierte für ihre Bewohner die Komplexität durch die Herausbildung von räumlichen Trennungslinien. Hier kann man ebenfalls nicht von einer „freien Wahl“ des räumlichen Bezirks sprechen, dem man sich zuordnet. Es sind eher Gruppen-bildende Mechanismen, die auf gemeinsamen Glauben, ähnlichen Zielgruppen oder auch gesetzlich verankerter Siedlungspolitik/Stadtplanung beruhen.

Lofland bezeichnet es als „paradox“ daß wir erst die räumliche Segregation geschaffen haben, und uns nun mit den Folgen herumschlagen und sie als „urban crisis“ bezeichnen. Sie ist der – vielleicht nicht ganz unbegründeten Meinung – daß aller Kritik an der räumlichen Segregation diese die Stadt am Leben erhält - „keeping the urban world social psychologically, if not physically, livable.“

Dazu kommt noch ein „himmlisches“ Beispiel: „die utopische, himmlische Stadt muß, um für die Menschen einen echten Lebensraum darzustellen, eine hohe Dosis an sozial-psychologischem Realismus über die sehr un-himmlischen Kreaturen – die Bewohner – enthalten.“

3. Zum Begriff der Sicherheit im Speziellen: Die Evolution des „neuen“ Städters

Die Stadt bringt eine neue Spezies von Menschen hervor: den Kosmopolit (vs. dem Angehörigen eines Stammsystems, dem *tribalist*) . Der Kosmopolit ist nach Lofland ein Mensch, der evolutionär ein Stufe weiter ist: Er hat alle Fähigkeiten eines – lax formuliert - Hinterwäldlers, ist jedoch zusätzlich mit dem Wissen ausgestattet, Fremde (*others*) zu kategorisieren und mit diesen Kategorien adäquat umzugehen.

Klar, daß diese Transformation von der Welt der *personally known* zu der *world of strangers* eine schmerzhaft Entwicklung war und ist. Doch in Zeiten eines exponentiellen Bevölkerungswachstums, der damit einhergehenden Verstädterung, der extrem gestiegenen Mobilität, der großen Masse an Menschen, die weder beruflich, räumlich noch sozial fest verwurzelt sind, ist dies vielleicht einer der wenigen möglichen Wege, mit dieser neuen Realität zurecht zu kommen.

Nicht zuletzt verlangen diese Umstände ein hohes Maß an „urbaner Intelligenz“, um mit der überwältigenden Komplexität der Stadt fertig zu werden. Dies wiederum kann bei jenen, die sich den Anforderungen nicht gewachsen fühlen, zu Resignation und Rückzug führen, sie in *dispersed or concentrated villages* treiben. Was nur in Ausnahmefällen gelingt. „For most of us , the world of strangers must become routine.“ (Lofland 1973, S. 180)

Literaturverzeichnis

- Becker, Howard S.: „Outsiders. Studies in the Sociology of Devianz“; New York/London, 1963.
- Benjamin, Walter: "Der Flaneur", in Neue Rundschau (Berlin: Fischer Verlag), 1967 (Viertes Heft).
- Boers, Klaus: "Kriminalitätsfurcht. Ein Beitrag zum Verständnis eines sozialen Problems." In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsform; 76. Jhg, Heft 2, April 1993.
- Furrer, Theresa und Weber, Koni: „Verunsicherung in Europa? Sicherheit und Sicherheitsdiskurse vor dem Hintergrund gesellschaftlichen Wandels im Europa des ausgehenden 20. Jahrhunderts“. Lizentiatsarbeit am Soziologischen Institut Universität Zürich; Quelle: <http://www.gon.ch/sicherheit/> ; Zürich, Juli 1998; Stand 03.05.2003.
- Goffman, Erving: „Wir alle spielen Theater“; München 1983.
- Hessel, Franz: "Ein Flaneur in Berlin", Berlin 1984.
- Lamneck, Siegfried: "Theorien abweichenden Verhaltens", München 1979.
- Lofland, Lyn, "A World of Strangers. Order and Action in Urban Public Space", New York, 1973.
- Meyers Großes Taschenlexikon, hrsg. und bearb. von Meyers Lexikonredaktion; Mannheim, 3., aktualisierte Aufl. 1990; 24 Bände.
- Noll, Heinz-Herbert und Weick, Stefan: "Bürger empfinden weniger Furcht vor Kriminalität. Indikatoren zur öffentlichen Sicherheit". In: Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI); Hrsg. Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) e.V., Mannheim; Ausgabe 3, Januar 2000.
- Schwarzer, Ralf: "Self-efficacy: Thought control of action", Washington, DC, 1992.
- Wagner, Christop: "Flanieren als urbane Bewegungsform" in: zeit_schritt 4 (Online-Ausgabe des magazin für modern politics; leider keine Jahresangabe vorhanden, Ausgabe 4, Thema "urbanb"); Quelle: http://www.modernpolitics.at/publikationen/zeit_schritt4/flanieren.htm; Hrsg.: Politische Akademie, Wien; 3 Seiten, Stand 12.04.2003.
- Wehrheim, Jan: „Kontrolle durch Abgrenzung – Gated Communities in den USA“. In: Kriminologisches Journal 2000, 32, 2, S. 108-128